von dem Fuhr- und Frächterverkehr über den Arlberg, die drei Jahrmärkte waren primär auf den Viehhandel ausgerichtet, auch der Bergbau ist nicht zu vernachlässigen. Allerdings, und das dürfte eine Vergrößerung von Bludenz entscheidend gehemmt haben, besaß der Ort kein Stapelrecht, so daß er sich zu keinem nennenswerten Handelsplatz entwickeln konnte. Die Stadt beherbergte an ihrem Rande ein Dominikanerinnenkloster (St. Peter), das als „Versorgungsanstalt" für unverheiratete Töchter aus dem lokalen Niederadel diente, sowie ein Spital. Aufgrund ihrer geringen Größe konnte die Stadt – mit Ausnahme der Zeit des letzten regierenden Werdenbergers – niemals zu einem Herrschaftsmittelpunkt aufsteigen. Die weitere Geschichte war von Herrschaftsteilungen und dann vom Übergang in die habsburgische Oberhoheit 1420 geprägt. Bludenz blieb eine „Kleinstadt, über die man draußen in der Welt nur wenig wußte" (S. 101). Stadtbrände und Überschwemmungen forderten ihre Tribute, eine städtische Ziegelei sowie ein eigenes Rathaus lassen sich erst für das 15. Jahrhundert nachweisen. Über Kunst und Bildung gibt es wenige verläßliche Informationen, ob die aus Bludenz stammenden Studenten viel humanistisches Gedankengut in den Ort gebracht haben, das dann auch von den übrigen Bewohnern rezipiert worden ist, muß – dem berechtigten Lokalstolz zum Trotz – wohl dahingestellt bleiben. Reformatorische Regungen sind nur kurzzeitig spürbar, willig – wohl auch ohne erkennbare Alternative – fügte man sich den religionspolitischen Vorstellungen des Landesherrn.

Die Bludenzer Geschichte ist alles in allem wenig aufregend – aber gerade damit dürfte sie repräsentativer für den städtischen Alltag, verbunden mit seinen Hoffnungen und Mühen, sein, als dies bei den wenigen großen Handelsmetropolen der Fall ist. Der von Manfred Tschaikner herausgegebene und mit vielen Abbildungen versehene Band, in dem man sich als Nichtvorarlberger vielleicht die eine oder andere Orientierungskarte gewünscht hätte, ist sorgfältig und aus den Archivalien gearbeitet. Walter Leitner behandelt die frühen Anfänge der Besiedlung, Alois Niederstätter die Stadtgeschichte unter den Werdenbergern, Karl Heinz Burmeister das von den Habsburgern geprägte Spätmittelalter, Manfred Tschaikner Bludenz in der Barockzeit, Wolfgang Scheffknecht die Ereignisse während der Aufklärung und Hubert Weitensfelder die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit dem einschneidenden Ereignis des Tunnelbaus. Ein Fortsetzungsband ist in Vorbereitung. Summa summarum bietet diese Stadtgeschichte einen instruktiven, teilweise fesselnden Einblick in die Normalität einer kleinen Stadt im Gebirge; anderen Kommunen gleicher Größe sei sie als Vorbild und zur Nachahmung empfohlen.

Helmut Flachenecker

Peter Payer, Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen.

Wien: Döcker Verlag 1997; 208 Seiten, 38 Abb., 1 Tabelle.

„Die Nase ist das Schicksal der Menschen." (Joseph Roth) – Mit diesem Zi-

tat enden die – durch ein wenig Phantasie als äußerst „geruchsintensiv" erfahrbaren – Ausführungen Peter Payers zum Wien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die Sensibilisierung der Geruchswahrnehmung spielte im Mythos der „kranken Stadt" mit ihren Menschenmassen, Raumnöten und sanitären Übelständen eine zentrale Rolle. Die im 18. Jahrhundert vorherrschende Furcht vor dem Miasma (jenem geheimnisvollen Übelträger in der Luft) wird im 19. Jahrhundert mit Hilfe wissenschaftlicher, rationaler Argumente bekämpft. Payer versucht, den historischen Umgang mit Gerüchen in bezug auf die Öffentlichkeit und die städtische Hygienepolitik in Wien schwerpunktmäßig zu untersuchen, die Herausbildung der heutigen Geruchsarmut nachzuvollziehen und die v. a. in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts forcierten Desodorisierungsversuche innerhalb medizinischer, sozialer, politischer und ökonomischer Verflechtungen zu analysieren.

Das Werk stützt sich auf Quellen wie medizinische Topographien, Gutachten von Hygienikern, Ingenieuren und Städteplanern sowie auf „Jahresberichte des Wiener Stadtphysikats", Gesetzestexte und Infektionsordnungen, aber auch auf Autobiographien einiger Stadtbewohner, Reisebeschreibungen, literarische Äußerungen, zudem werden Gespräche mit im heutigen Wien lebenden Geruchsexperten (Kanalräumer etc.) eingearbeitet. Um die sozialgeschichtliche Dimension, journalistische Ansichten oder einzelne Stimmen der Bevölkerung Wiens noch genauer zu erfassen, hätte eine verstärkte Berücksichtigung des publizistischen Materials jener Zeit sicherlich einige zusätzliche Informationen (bzw. Quellenbelege für allgemeine Feststellungen zur Geruchseinstellung der Menschen in Wien) erbracht. Am Beispiel Innsbrucks etwa wird aus verschiedenen Zeitungsartikeln besonders deutlich, wie sehr das Wachstum des Fremdenverkehrs die Einstellung zur „guten Luft" und ihrer Reinhaltung aus ökonomischen Gründen beeinflußt.[1]

Payer beginnt mit einem Überblick zum Stand der Geruchsforschung, in dem er die Entwicklung zur wissenschaftlichen Erforschung der historischen Dimension des Geruchs nachvollzieht, die verschiedenen Einteilungsversuche der Fundamentalgerüche entbehren nicht einer gewissen Komik (S. 15–21).

Im ersten Kapitel mit der Überschrift „Der lange Weg zur ‚reinen Luft'" (S. 23–52) zeichnet der Autor das sich entwickelnde Ziel des Staates (gesunde Bevölkerung für einen gesunden Staat), eine Politisierung der Gesundheit und des Gestanks, das bürgerliche Ideal der geruchlosen Stadt nach (Gestank als Mittel der sozialen Distinktion dient besonders dem Bürgertum, „geruchliche" und damit soziale Identitäten zu erfassen). Diese Forderungen basieren, wie Payer plausibel macht, auf neuen Erkenntnissen über die Luft, auf Theorien zum Miasma, in deren Folge die Institutionalisierung der Hygiene in der kommunalen Verwaltung erfolgt.

Diesem Kapitel folgt das geruchliche Eintauchen in einen ersten Befund: „Wien von seiner übelsten Seite betrachtet" (S. 53–59), in dem Payer eine sehr ausführliche, die Situation aber genau beschreibende Quelle eines Wiener Arztes um 1815 an den Beginn stellt (über die Fleischbänke, das Flußbett, den

Gassenkot, über Handwerk und Gewerbe, die Kloakensäuberung, Knochensammler, Kramerhüttchen, Leichen und Leichenwägen, Marktplätze und Markthütten, über Mistwägen und Schmalzhändler ...), um von den beschriebenen Verhältnissen ausgehend die folgenden Jahrzehnte der umfassenden Umgestaltung Wiens hinsichtlich hygienischer Gesichtspunkte zu beschreiben. Im Kapitel zur „Kanalisation und Entwässerung" (S. 61–77) berichtet Payer vom Ausbruch der Cholera 1830, von der Errichtung des Donaukanals, von der „Verbannung des bedrohlichen Geruchs in den Untergrund", mit besonders an„rüchigen" Quellenbeispielen über das „Wohnen und Arbeiten im Schutze der Dunkelheit und des Gestanks" im unüberschaubaren Kanalnetz Wiens. Der Abschnitt zur „Ventilation" (S. 79–91) – jene allgemein verbreitete Lösung des Geruchsproblems – schildert die Vorstellung von der vermeintlichen „Gefährlichkeit der ‚Kanalgase'" sowie den Versuch einer „Belüftung der Stadt" durch bauliches Auseinanderrücken, Planung der neuen Häuserzeilen in Windrichtung, Donau-Ufer-Befestigungen etc. Im Kapitel „Desinfektion" (S. 93–113) erfährt man von Wiener Strategien gegen die Geruchsbelästigung mittels Carbolsäure (wie der Autor bemerkt, ohne an die Umwelt zu denken), Eisenvitriol oder Kalk, über das Problem des Pferdemistes auf Wiens Straßen, über die Entwicklung bzw. Desodorisierung mittels Öl in öffentlichen Bedürfnisanstalten und Pissoirs oder davon, daß der Leichengestank zur Zentralisierung der Friedhöfe führte. Mit dem Titel „Abdichtung und Reinigung der Straßen" (S. 115–141) beschreibt Payer die Strategien gegen den „Sommer-Staub" und „Winter-Kot" auf den Straßen und Plätzen Wiens, zeichnet die Entwicklung der Pflasterung durch Stein, Asphalt, Beton und Teer nach und berichtet über die Entwicklung der Müllabfuhr (verschiedene Systeme wie „Colonia" oder „Koprophor" sind erwähnt) und der Straßenpflege (zunächst durch „Zuchthäusler", später durch Taglöhner, im 19. Jahrhundert kontrolliert durch eine Sanitätsbehörde). Auch ein Kapitel über die „Beseitigung der Verunreinigungen aus Gewerbe und Industrie" (S. 143–166) schließt der Autor an, um „das Verweisen der übelriechenden Betriebe an den Rand der Stadt" im Widerstreit zum bedingungslosen Glauben an den Fortschritt zu zeigen.

Wie in anderen Städten wurde auch in Wien die Rauchfrage durch ein Emporwachsen der Schlote oder mittels „rauchverzehrender Apparate" zu lösen versucht. Der letzte Abschnitt behandelt die „neue Gefahr am Horizont: das Auto" (S. 167–178), über frühe Warner gegen diese „lästige Zutat der Straßen", von der Zunahme des Autoverkehrs in Wien, v. a. nach dem Zweiten Weltkrieg, und dessen Auswirkungen auf die Luft.

Um besonders „Wien-unkundigen" LeserInnen den „duftigen" Weg durch die Stadt zu erleichtern, wäre eine topographische Beschreibung der Örtlichkeiten, der Größe der Stadt, nähere Erläuterungen zur Demographie Wiens sowie eine schematische Darstellung der Verwaltungsstruktur insbesondere bei kommunalen Veränderungen besonders nützlich gewesen.

Für weitere „naseweise" Erkenntnisse ist die Lektüre dieses Werks jedenfalls besonders zu empfehlen!

Lisa Noggler

1 Vgl. Barbara KLIMA/Lisa NOGGLER, Ein gefährliches „ES". In: Elisabeth DIETRICH (Hg.), Stadt im Gebirge. Leben und Umwelt in Innsbruck im 19. Jahrhundert, Innsbruck 1996, S. 175–195.

Wolfgang Müller/Bernd Wiesener (Hg.), Schlachten und Stätten der Liebe. Zur Geschichte von Kino und Film in Ostwestfalen und Lippe.

(Streifenweise 1) Detmold: Film-Archiv Lippe 1996; 240 Seiten, zahlr. SW-Abb.

Gerade 100 Jahre alt geworden, ist der Film dasjenige Medium, welches für die Geschichte des 20. Jahrhunderts wie kein anderes den – im wahrsten Sinne des Wortes – anschaulichsten Dokumentationswert in vielerlei Hinsicht besitzt. Dies gilt nicht alleine für den Dokumentarfilm, sondern trifft ebenso auf den Werbe-, Tourismus-, Sport-, Kultur- und Spielfilm im weitesten Sinne zu. Denn sie zeigen allesamt „selbstverständliche zeitgenössische Einstellungen jenseits der erkennbaren Intention der Filme" (Irmgard Wilharm, zit. S. 20), sind also nicht nur in dem, was sie inhaltlich zeigen bzw. nicht zeigen, historisch interessant, sondern auch in der Art, wie sie die Inhalte darstellen (vgl. S. 23 f.).

Solche Aussagen ähneln fast schon Binsenweisheiten und sind darüber hinaus auch nicht mehr neu, zumal bereits Ende der 1950er Jahre in dem Medium Film eine eigenständige historisch relevante Wesensäußerung gesehen wurde (Wilhelm Treue). Dennoch hat sich die Fachwelt bisher kaum dem Film als historischer Quelle genähert, und es ist in Deutschland auch „keine geschichtswissenschaftliche Filmmethodologie auf der Basis traditioneller historischer Quellenkritik erschienen" (S. 21). Diese Feststellung Peter Stettners in seinem Aufsatz „Geschichte im Film. Das visuelle Gedächtnis einer Gesellschaft" (S. 20–36) sollte der HistorikerInnenzunft zu denken geben! Stettners Aufsatz ist neben dem einleitenden Beitrag von Wolfgang Müller und Jürgen Scheffler „Der Blick des Arminius" (S. 6–19) einer von elf für die Drucklegung überarbeiteten Vorträgen, die im März 1995 auf einem Workshop des Vereins „Film-Archiv Lippe" vorgestellt und diskutiert wurden.

Die generellen Überlegungen Stettners zum Film als historischer Quelle werden von ihm anhand einiger Beispiele exemplarisch überprüft und vertieft. Als Quellen bieten vor allem Dokumentar-, Kultur- und Werbefilme, aber auch private Aufnahmen „eine bestimmte Sicht auf einen Ausschnitt der historischen Realität. Filme sind somit nicht nur Zeugnis für die historischen Ereignisse und Gegenstände selbst, sondern sie sind eben auch Zeugnisse für die Sicht auf die Ereignisse. Diese kommentierende Sicht kann im übrigen nicht nur störend sein, sondern selbst Quellenwert erlangen. Und wenn eine bestimmte Sicht auf Ereignisse auffallend oft anzutreffen ist, so ist es berechtigt, von einer verbreiteten Sichtweise zu sprechen. [...] Worum es bei der Beurteilung und Auswertung von Filmquellen geht, ist also nicht, die Sicht bzw.